

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

281 (2.12.1932) Blatt der Frau



# „Mittagstisch“

## „Mittagstisch“

Der Privatmittagstisch ist ein wichtiger Bestandteil des menschlichen Lebens unmittelbar vor der Ehe. Was sollte ein sonst anständiger junger Mann (ohne Frau) anfangen, wenn nicht die bewusste Frau Müller in der Sebalbusstraße 5, zweite Etage links, einen Privatmittagstisch errichtet hätte! Sie erkannte eben rechtzeitig, daß der Mensch nicht nur altüberlieferten Gasthaus- und ewigen Wiener Schnitzeln leben kann; daß er auch herbe Hausmannstoft zu sich nehmen muß, um auf geistiger, physischer und moralischer Höhe zu bleiben.

So habe auch ich mich entschlossen, ein Mitglied des Privatmittagstisches der Frau Müller zu werden, und gebe jeden Mittag um 1.30 Uhr nach der Sebalbusstraße 5, zweite Etage links, um zu essen.

Fünfundfünfzig Personen beiderlei Geschlechts huldigen dort der gleichen Tätigkeit. Wer herein kommt, sagt „Mahlzeit“ — ein sehr schöner, inhaltsreicher, ebenso zweckmäßiger wie neutraler Gruß.

Gewöhnlich sage ich Herrn Steinbäcker gegenüber; Herr Steinbäcker spricht nämlich nicht beim

## Ein süßes Hündchen

Tante Therese ging mit ihrem Wops spazieren. „Einen Tomischen Kiter haben Sie da“, sagte ein kleiner Junge zu Tante Therese.

„Das ist kein Kiter, das ist mein Puff“, verwies ihn die Tante.

„So?“ staunte der Junge. „Er ähntet aber doch entfernt einem Kiter.“

## Das kleinere Uebel

Der Besuch begann wieder ein bißchen unruhig zu werden. Frau Savarelli in Koppel bekam Angst vor einem eventuellen Erbeben und schickte ihre beiden Söhne Mario und Carlo nach Rom zu ihrem Bruder. Nach drei Tagen erhielt sie eine Depesche: „Hole Mario und Carlo sofort zurück und schicke Erbeben!“

## Allzu wörtlich genommen

Tante Lucie ist eine Erbtante. Tante Lucie kommt zu Besuch. Der kleine Raul geht um sie herum. „Wo hast du denn deinen Busch, Tante?“ fragt Paul.

„Wie? Busch?“

„Nun, weil Papa gefogt hat, er wollte mal bei dir wegen der Erbschaft auf den Busch klopfen...“

## Größenwahn

Frau Luff hat das große Los gewonnen. Frau Luff ist leidender Kamm ganz ungeheuerlich geschwollen. Neulich fragte ich sie nach ihrem kleinen Schöndchen: „Kann es denn schon laufen?“

„Oh ja, aber Gottfiedant hat ja der Junge das nicht lange nötig.“

Esen. Das ist wunderbar. Er ist zwar mit dem Messer, aber ich sehe ihm trotzdem sehr gern zu, denn er entwickelt darin eine mir bisher unbekanntes Geschicklichkeit. Was fast an die obersten Knochen seiner Wirbelsäule schiebt er den blauen Stahl, so zierlich, so elegant, man könnte fast sagen: fachmännisch, daß es eine Lust ist, ihm zuzuschauen. Wenn ich ihn ansehe, halb bewundernd, halb lebenswüßig, dann nickt er mir freundlich zu.

An einer Ecke des Stimmers sitzen vier Herren, die Tag für Tag Kreuzworträtsel lösen. Fast der gesamte Mittagstisch beteiligt sich daran. Eine Episode, die schon im Sterben begriffen ist, wird hier künstlich genährt.

Dann kommt eine Reihe Verkäufer herein, blond, hübsch, mit ungläubig genau gezogenen Schleiern. Sie haben früher, als ich noch nicht da war, über Frauen gesprochen. Das ist jetzt vorüber; das Thema ist abgetan. Sie spielen ohnedies nur noch Schach.

Herr Vindenberg, der um 1.47 Uhr zu Tisch kommt und ein sehr schöner Mann mit weit ausladender Stirn und energischem Kinn ist, unterhält sich nur mit Damen. Er wird deshalb vom Tisch der blonden Jünglinge misshandelt. Die jüngeren Damen vermögen dem Bauer seiner dynamischen Persönlichkeit nicht zu widerstehen; sie fürchten Gefahr, trotzdem hinter der weit ausladenden Stirn scheinlich nur reine Gedanken schlummern. Deshalb gehen sie, sobald Herr Vindenberg sich an den Tisch gesetzt hat, wieder weg. Die älteren Damen dagegen, die gereifteren, die zum Beispiel schon eine Kaffe führen und die sich nicht schämen, einen Zwicker zu tragen, leben in ihm das Ideal; sie hören ihm begeistert zu.

Herr Vindenberg ist nämlich vor fünf Jahren einmal in Garnisch gewesen und hat von dort aus unter anderem auch eine Wanderung durch die Höllentalbahn gemacht. Ich war auch schon dort, leider; jetzt fahre ich nicht wieder hin; ich müßte bei jedem Tunneldurchbruch an Herrn Vindenberg denken. Eine Witwe, die er kürzlich ins Gespräch zog, war von seiner Art so hinverwisst, so — wie soll ich sagen? — benommen, daß sie sich fortwährend verlor und dabei einen Schlüssel verlor. Er fiel in die Brühkuppe mit einem Eiernest. Seitdem kommt sie immer eine halbe Stunde später.

Neben zweiten Tag ist Herr Wunderlich an Frau Müllers Mittagstisch. Er fährt nämlich über

Land — mit dem Motorrad — und erzählt nachher von Geschwindigkeiten, Berggalerbränden, Küchlerbefehlen, daß es Spaß macht, ihm zuzuhören. Er riecht auch noch täglich mindestens 350 Kilometern und ist stolz auf seinen Beruf. Deshalb reinigt er sich auch nicht die Fingernägel — aus Tradition. Soll er sich seines Berufes schämen? Nein!

Schließlich ist da noch einer: er hoch bescheiden auf seinem Stuhl löst seine Suppe, ist artig seine Kartoffeln mit Fleisch und Gemüse, bittet höchstens einmal, man möche ihm das Salz herüberreichen, und geht mit höflichem Gruß nach einer prägnanten Viertelstunde mit einer unscheinbaren Altkennkarte unter dem Arme davon. Er fällt nicht auf; höchstens, daß er nicht „Mahlzeit“

sagt, sondern „Guten Tag!“ — das ist sein einziges Vergeben gegen die allhergebrachte Sitte. Er hat einen Blick, den die Sanftmut besinnt, der jede Bösartigkeit in ihre Schranken weist, so milde; ihm scheinen Gefährlichkeit und Ironie als Ausgeburt der Hölle ewig verhasst zu sein. Dieser wertvolle Gast an Frau Müllers Mittagstisch bin ich. O. F. Heinrich.

# Die Verkündung der Zigeunerin

An einem Sommertage des Jahres 1910 verbreitete sich in einem kleinen Schwarzwalddorfe die Kunde: „Zwei Zigeunerwagen sind angekommen; unter der Linde stehen sie!“ Widerwillen und Wutten erfüllte die Erwachsenen, als sie die Neuigkeit erfuhr, denn sie dachten an die lieben Gänse, den Schinken und die Wäffelhäute, die im Jahre vorher beim Wegzuge der Zigeuner ebenfalls weggegangen waren! So kam es, daß die Zigeuner und ihre Weiber beim Besuch ihrer „Rundhölle“ lauter verschlossene Türen vorfanden. Nur im Hufe des Haldbauern hatte man noch nichts von der Einquartierung gehört, da das Anwesen etwas abseits vom Dorfe lag. Diefem Umstande war es zu verdanken, daß die alte, dürre Zigeunerin, der die schiefen Lumpen schlampig um den verblühten Leib hingen, ungehindert bis in die große Wohnung des Haldbauern gelangte konnte. Dort lag gerade die junge Haldbäuerin und nähte ihren Säugling. Als die gerumpelte Gestalt der Zigeunerin im Türschwengel erschien, ließ die junge Mutter einen jähen Schrei des

Erschreckens aus: „Heilige Maria, Mutter Gottes!“ Mit der einen Hand preßte sie das trinkende Neugeborene fester an ihre Brust, mit der anderen betretzte sie sich und das Kind. Die vom jahrelangen Betteln abgerührte Zigeunerin wurde verlegen. Es war ihr unangenehm, daß sie der jungen Mutter solche Furcht eingejagt hatte. Darum begann sie im demütigsten Tone: „Verzeiht, junge Frau, ich wollte euch nicht erschrecken. Wollte nur um Gottes und aller Heiligen willen um ein bißel Milch bitten für meine Enkelkinder. Sind siehen an der Zahl, lauter arme Würmer. Die Mutter ist bei dem letzten Kinde weggefallen.“ Während die Zigeunerin ihre Bittanei herlegte, beruhigte sich die Bäuerin, und zuletzt kam sogar etwas wie Mitleid über sie: „Warten Sie ein wenig! Ich will Ihnen etwas Milch für die Kleinen geben.“

Nun wurde die Zigeunerin zutraulicher: „Was für ein rundliches Mädchen Ihr da trinkt! Gibt ein selbes Kind! Kein Wunder bei so einer strammen Mutter!“ Die Zigeunerin redete und redete.

zog dabei aus irgendeiner verborgenen Tasche verchlumpte und halbgerissene Karten, mischte sie in den langen, dünnen Händen blitzschnell und legte sie dann auf dem großen Eichenische ab. Mit Entsetzen beobachtete die Haldbäuerin das Tun der Alten und rief: „Frau, lassen Sie das sein, lassen Sie das sein! Was treiben Sie da für gottloses Zeug?“

Aber das Weiß in den bunten Lumpen erwiderte feilenrüblich: „Das ist kein gottloses Zeug. Nur die Zukunft Ihres Kindes will ich nachsehen. Das ist alles.“ Die Alte hob Karten auf, legte sie woanders wieder ab und murmelte mit dem fast zahllosen Munde unverständliche Worte vor sich hin. Dann begann sie mit etwas lauterer Stimme feierlich ihre Kartenweisheit vorzutragen: „Das Kind wird geriat und gedeihen. Eine Kinderkrankheit hat es zu überwinden, die aber keine Spur zurückläßt... ungefähr im achtzehnten Lebensjahr wird es vom Elternhause fort in eine große Stadt gehen.“ Die Zigeunerin hielt inne in ihren Prophezeiungen, wiegte gedankenvoll ihren Kopf hin und her und fuhr dann fort: „In dieser Stadt wird das Mädchen ihren Ehegemahl finden; aber merkwürdig: die Karten sagen genau, daß es ein König sein wird.“

„Ein König?“ fragte die junge Bäuerin, und Staunen und Neugier lagen in ihrer Stimme. „Eher dich zum Kuckuck, du Bettelweib; willst wohl bei der Bäuerin Erpressungen machen?“ Während rief es der Bauer in die Stube. Er war unbemerkt in die Stube getreten und hatte gerade noch die letzten Worte der Zigeunerin gehört. Die raffte ihre Karten zusammen und war im Nu vom Hofe verschwunden.

Abends, als es schon finster war, schlief die Haldbäuerin ins Dörfchen unter die Linde. Dort winkte sie die alte Zigeunerin heran, die vor dem Wagen auf der Erde kauerte, und musterte dabei die ganze Runde, denn sie wollte von niemandem aus dem Dorfe gesehen werden. Dann brach sie hastig der Zigeunerin ein Bündel in die Hand. „Da, nehmen Sie für die Kleinen; und verzeihen Sie, daß der Bauer so heißig war.“ „Schon gut“, murmelte die Alte, „aber das mit dem König stimmt. Werde's sehen, werde's sehen!“ Damit ging das Bettelweib nach dem Wagen zurück und die Bäuerin nach dem Haldbauern. Sie hatte den Gang unter die Linde nur getan, weil sie fürchtete, die Kartenlegerin würde ihr Kindlein beheren, und weil sie wirklich ein klein wenig an die Prophezeiungen glaubte.

Die Jahre gingen dahin. Das Mädchen gedieh, bekam eine Kinderkrankheit und wurde auch wieder gesund. Als im November 1918 die Revolution durchs Land ging, die verschiedene Fürsten vom Throne hob, da gedachte die Bäuerin wieder an das Zigeunerweib und mußte über sich selbst lachen, weil sie tatsächlich einige Zeit noch im stillen den Königsschmuckel gekauert hatte. Als das Mädchen älter wurde, lernte sie dies und das von ihrer Mutter und ging ihr in Haus und Feld tüchtig an die Hand. Eintönig, nur vom Wechsel der Jahreszeiten befebt, gingen für das Mädchen die Jahre ihren stillen Lauf, bis sie, kurz nach ihrem 18. Geburtstag, von einer Tante aus der Landeshauptstadt mitgenommen wurde, um in einem guten Gasthause das Kochen zu lernen.

Achtzehn Jahre sind eine lange Zeit, vor allem für eine Frau, die ununterbrochen, Tag für Tag, arbelten muß und nebenbei noch sechs Kinder zur Welt bringt, die verlorst und einigermaßen erzogen werden sollen. So ist es nicht weiter zu verwundern, daß unter all dieser Arbeit das ehemalige Bild der alten Zigeunerin und ihre Prophezeiungen nach und nach in der Erinnerung der Haldbäuerin verblassten und zuletzt völlig in Vergessenheit gerieten. Auch jetzt, als die zweite Antündigung der Kartenlegerin sich erfüllte, dachte die Bäuerin nicht mehr an jenen Sommertag des Jahres 1910, sondern ließ ihre Tochter nur mit dem einen Wunsche stehen, sie möchte recht viel lernen und brav und sporsam bleiben.

An den folgenden Zeiten ließen spärliche Briefe zwischen dem Haldbauern und der Landeshauptstadt hin und her, und dann und wann kam die Tochter auch einmal zu Besuch. Da, im Vorfrühling dieses Jahres, geschah es, daß wieder einmal einer jener mit fester Schulterschritt bedeckten Briefe aus der Landeshauptstadt ankam, der nun ganz unerwartet auch noch die dritte Prophezeiung des Bettelweibes wahr machen sollte. Nach verschiedenen allgemeinen Nachrichten stand da zu lesen: „... Und nun kommt das Wichtigste. Ich möchte euch, liebe Eltern und Geschwister, mitteilen, daß ich mich verlobt habe, und zwar mit dem Koch unseres Gasthofes. Er ist ein sehr anständiger und sporsamer Mensch, 26 Jahre alt, und heißt Bernhard König... Sobald es geht, kommen wir miteinander zu euch.“

Für die weiteren Neuigkeiten, die der Bauer aus dem Briefe verlas, war die Haldbäuerin taub. Sie sah nur wieder die häneren Hände der Zigeunerin, die die schmüßigen Karten mischten und dann auf dem großen Eichenische ablegten, die sie hörte die rostige Stimme der Alten, die zuersichtlich ihre Kartenweisheit vorzutrag: „... Ehegemahl finden... und die Karten sagen genau, daß es ein König sein wird.“ Erna Glatzer.

# Sorgen junger Mütter

Drei junge Mütter sitzen beieinander — zufällig alle aus dem gleichen Hause — und so haben sie Zeit zu einem kleinen Klauerhündchen; denn allzu lange können sie sich von ihren stillbedürftigen kleinen Babies in nicht ernieren. Bald sind sie bei ihrem Lieblingsstheina angelangt, das sie alle begreiflicherweise zur Zeit ganz erfüllt: beim Gedelhen ihrer Neugeborenen. Da huscht ein Schalten über das Gesicht der Jüngsten, Barteln, die wegen eines akuten Lungenentzündungskarachs ihr Kleines nicht selber stillen darf, sondern es zu ihrem Leidwesen künstlich ernähren muß. „Schwächlich ist es ohnehin schon“, klagt die junge Mutter, „mein es bloß nicht auch noch etwas von meiner Krankheit abkommen soll. Und nun noch die künstliche Ernährung! Ich weiß nicht, mein kleiner Hörtz will mir gar nicht so recht gefallen.“

„Kein Wunder“, meint ihre Freundin, die Frau eines Kinderarztes, „ich kann mir schon denken, moran es liegt. Neulich haben Kollegen meines Mannes gerade von der neuen Entdeckung des Professors Zindel gesprochen, der herausgefunden haben soll, daß die Frauenmilch dreimal so viel Kupfer enthält wie die Kuhmilch. Und wenn man bedenkt, was für eine wichtige Rolle die anderen Schmetalle im Körper spielen, z. B. Blei im Knochenmark und vor allem Eisen im Blut, so wäre es gar nicht zu verwundern, wenn die Kuhmilch auch wegen ihres Kupfermangels hinter der Muttermilch zurückbleibt! — Ich kann dich aber trösten, fährt sie, zu ihrer Freundin gewandt, fort, als sie deren betäubtes Gesicht sieht. „Man ist heute schon dabei, die Kuhmilch mit Kupfer anzureichern, daß sie in ihrem Kupfergehalt der Muttermilch gleichkommt. Ich würde dir raten, deinem Arzt zu bitten, sich danach einmal ganz genau zu erkundigen.“

„Daß bei iselotkes Baby die künstliche Ernährung an dem langameren Gedelhen ihres Babys schuld ist, leuchtet ja ein“, meint Frau Eva-Maria, die mondante der drei Freundinnen.

„Warum aber auch meine kleine Waltraut sich so schlecht entwickelt, ist mir vollkommen unverständlich. Sie bekommt doch die Brust und hat alle erdenkliche Pflege, — ich kann also absolut nicht begreifen, warum sie nicht so gut gedeiht wie dein Kleines. Vielleicht hast du dafür auch eine Erklärung bereit, du wandelndes Konversationslexikon?“ fragt sie ein wenig spöttlich die junge Nachbarin.

„Du wirst mir ja doch nicht glauben“, meint die Gefragte lächelnd. „Aber ich glaube wirklich zu wissen, was an deinem Baby gefehlt wird, — trotz erklaffiger Säuglingschwemmer und hygienischem Kinderzimmer. Du rauchst zu viel, meine Liebel. Werde nur nicht gleich wütend; ich habe mir diese Erklärung durchaus nicht aus den Fingern gezogen, sondern erst heute morgen einen Bericht aus der Düsseldorf Kinderklinik gelesen, in dem der dortige Arzt Dr. Emanuel mitteilt, daß er wiederholt bei Stillenden nach dem Genuße von sieben und noch mehr Zigaretten den Uebertritt von Nikotin in die Milch hat nachweisen können. Dr. Emanuel warnt darum sehr ernstlich vor häufigem Zigarettenrauchen während der Stillperiode und meint, daß bei starken Raucherinnen förtlich mit einer giftigen Wirkung auf das gestillte Kind zu rechnen ist. Und ich glaube ganz sicher, daß er damit recht hat!“

Nachdem sich trennen sich nach einer Weile die jungen Mütter. Ein Baby großzuziehen, das ist doch eine sehr schwere und verantwortungsvolle Aufgabe. Man kann wirklich gar nichts unternehmen, ohne sich jedesmal dabei zu überlegen, ob das Kind nicht Schaden davon haben könnte. Die drei beschließen also, in der nächsten Zeit noch viel mehr als bisher nur an ihr Kind zu denken, — denn sie ahnen es schon jetzt: allzu schnell vergehen diese Monate innigsten Verbundenheits mit dem wachsenden kleinen Menschen; viel früher, als es uns lieb ist, wird das Kind selbstständig und löst sich Stück für Stück vom Leben der Mutter. Dr. Lily Herzberg.

# Laßt Kinder sprechen!

Die Wahlen sind bis auf weiteres wieder einmal vorüber, aber die politische Hochspannung ist noch keineswegs zu Ende. Von bestimmten Seiten wird auch kein Mittel gescheut, um schon für den nächsten Wahlgang Stimmung einzufangen. Das hitzerische Schlaraffenlandmärchen von der Schuldenfreistellung für die „allein Seligen“ und nicht weit davon die Heilsbotschaft von den gültig werdenden alten 1000-Mark-Scheinen ziehen nicht mehr recht. Die Enttäuschungsströmen von vorigen Male haben doch schon viele Trugbilder fortgeschwemmt. Also her mit einer neuen Waize: „Laßt Kinder sprechen!“

Was aber sprechen nun die Kinder? — Neulich sehe ich meine effährige Freundin Ulfel auf der Straße vor mir her gehen. Schon will ich sie gemohnheitsmäßig anrufen, da beobachte ich, wie sie mertwürdig zögernd vor einem Kolonialwarenladen stehen bleibt. Sie blickt sich (siehe Kino!) wie ein gelernter Meisterdefektio um, wobei ich ihrem Späherauge trokollendem entgehe, greift darauf unbefogt in die Tasche, steckt sich geschwind ein Abzeichen an den Pullover und verschwindet im Laden. Was hat die Jähre bloß für Heimlichkeiten? Nun, die Lösung war sehr einfach. Es dauerte gar nicht lange, da kam meine Ulfel wieder heraus. In der einen Hand hielt sie eine Schokoladenlange, an der sie bereits mit Boume Innoberis, und mit der anderen nestelte sie sich eine Naziabzeichen ab. Der Schreck, als sie mich plötzlich vor sich sah! „Bitte, nicht pege!“ stotterte sie mit rotem Kopfe.

„Ehrenschne zwischen uns! Aber wie kommt du eigentlich dazu? Du weißt doch...“

„So ja nur wegen der Schote, Tante.“

„Was soll denn das heißen?“

„Na, jedes Kind, das mit Naziabzeichen hier einläuft, darf sich eben nie Stange auslachen. Knacke, Mensch!“

Der letzte Bissen wird sorgfältig aufgeschluckt, und ich bekomme freimüßig noch weitere Auskünfte. „Weißte, Tante, wir Kinder von der... Straße wissen von jedem Frägen, wann er was jagt. Du, wir lachen uns kaputt! Wenn du vielleicht mal'n Stahelmalabzeichen findest, da könnt' ich murmeln drauf kriegen, und beim Buditer 3. gib's mit 'nem „Rot-Front!“ Regertüfle. Mein Freund Fritz zum Beispiel (10 Jahre alt) hat die ganzen Dinge und steht sich wirklich glänzend dabei. — So'n Dooßpöpel!“ schließt sie im Brustton heister Überzeugung.

Wie hat sich in lösem Falle eine Tante zu verhalten, darf ich fragen? — „Zwecklos! — Vorträge halten? — Sinnlos! — Meine sehr intelligente kleine Freundin weiß ganz genau, warum sie ein schlechtes Gemissen hatte, als sie mich erblckte, und der Sache selbst hat sie ja schon ihr Urteil gesprochen. Also gönnen wir uns beiden das Vergnügen, in ein herzliches Gelächter auszubrechen ob dieser Sorte menschlicher Dummheit. Immerhin erliche mir dieses Erlebnis wichtig genug, um mir mal Ulfeldens Freundestreich, Fritz den tüchtigen und die ganze übrige Waize, näher zu begnuden. Es waren alles famole Kinder, ohne Spur einer berechnenden Verberbtheit, nur eben mit einer tüchtigen Portion gelunder Selbständigkei, wie sie das Leben heute schon auch von den kleinen Menschen verlangt. Wie sie sich später entwickeln werden, kann man natürlich jetzt noch nicht wissen, aber eins ist sicher: bestimmt nicht im Sinne der gültigen Spender von „Safentreußphoto“, „Stahelummurmeln“ und „Rot-Front!“ Regertüffeln.“ E. B.